

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Mutter will heiraten . . .

Von Theodor Thomas

Um der dampfenden Kartoffelschüssel sitzen Frau Käthe Schaumann mit ihren Kindern. Rechts, der Mutter gegenüber sitzt der neunzehnjährige Kurt, oben am Tischende Erna, die 22 Jahre mit sich herumträgt, und gleich neben ihr der neunjährige Felix. Der Vater ist seit mehreren Jahren gestorben, Käthe schlägt sich mühsam durch, die Kinder helfen brav mit. Die Frau ist noch sehr jugendlich, fast könnte man meinen, es wäre Ernas Schwester. Voll und kräftig mit schelmischem Gesicht steht sie ihren Kindern zu, wie sie sich an Kartoffeln und Hering gütlich tun. Keiner redet ein Wort, nur wenn einer dem andern die schönste Kartoffel wegschnappt, hörst du ein kurzes Knurren, aber schon geht es weiter, bis, ja bis es zu einem merkwürdigen Ende kommt.

Kurt ist gerade dabei, die 27. Kartoffel aufzuspießen, als die Mutter in die Stille hinein das Wort ergreift:

„Kinder, was meint Ihr, ich will mich wieder verheiraten.“

Die Kartoffel, die Kurt eben in der Arbeit hat, fällt dumpf zu Boden. Erna pläht in ein Gelächter aus, daß ihr ein Stück Gräte in die Sonntagsgurzel kommt. Sie lacht immerzu, während Kurt käseweiß geworden ist. Voller Angst schreit er beinahe die Mutter an: „Das seid ich nicht, wir brauchen keinen fremden Mann im Haus, dazu bekommst Du nie meine Einwilligung.“

Käthe Schaumann lacht verschmüht, dann sagt sie:

„Glücklicherweise braucht eine Mutter die Einwilligung ihrer Kinder nicht, um heiraten zu können.“

„Haben wir nicht alles für Dich getan, habe ich Dich nicht versorgt, wie ein richtig gebender Vater?“ fragt Kurt aufgeregt.

Kathrine streichelt ihrem Sohn die Hand:

„Du bist ein guter Junge, aber den Vater ersetzen kannst Du nicht. Denk mal, wenn Ihr Euren eigenen Hausstand gründet, wo bleibe ich, wo ich doch erst 42 Jahre bin? Und Felix?“

„Wir bleiben alle bei Dir, Mutter, Ehrenwort, ich schwöre.“

Er hält die Gabel hoch in die Luft und sieht die Mutter ängstlich an, ob sie nun nicht doch ihre Heiratsgedanken aufstecken möchte. Erna hat sich von ihrer Gräte erholt und blickt gleichfalls auf Mutter, die nun voll ihre beiden großen Kinder anlächelt:

„Wenn Ihr den neuen Vater kennen lernt, werdet Ihr fröhlich sein, er ist ein lieber Mensch.“ Schwärmerisch schaut sie in die Gasflamme.

„Ich will ihn gar nicht sehen“, sagte Kurt böseartig. „Der Mann ist mir schon jetzt unympathisch; wer ist es denn?“

„Nun mal ruhig Kurt, Ihr kennt doch den Herrn Hauweisen?“ Ihre Stimme zittert.

„Hau — Hauweisen? Der? Jetzt weiß ich, warum der immer so falsch grinst, wenn er mich sieht. Zu dem soll ich Vater . . . Ne, niemals.“

„Aber Mutter“, wendet sich nun auch Erna zu Kathrine. „Der Herr Hauweisen ist doch nicht viel älter als ich?“

„Jawohl“, ruft Kurt, „der soll die Erna heiraten und Dich in Ruhe lassen.“

Nun wird aber die Frau unsicher. „Nicht viel älter als Du? Er ist an die Dreißig.“

„Na ja, aber ich meine nur, der ist für Dich doch nichts, der paßt doch eher für mich.“

„Sehr richtig Erna! Mutter, Du kannst doch nicht verlangen, daß wir den Hauweisen als Vater ins Haus nehmen? Also, dann geh ich aus.“

„Ja, ich muß dann wohl auch fort, Mutti, ich glaub immer, Du hast Dir das nicht richtig überlegt. Weißt Du . . . läßt sich das nicht noch rückgängig machen?“

Mutter Schaumann steht auf ihren neunjährigen Felix:

„Ich hab es mir hundertfach durch den Kopf gehen lassen. . . . Vielleicht hätte ich es Euch eher berichten sollen, nun ist es zu spät.“ Sie schämte sich beinahe vor ihren Kindern.

Erna sagt nichts, doch blickt sie ihre Mutter vorwurfsvoll an, als wollte sie sagen: „Also, so tief bist Du gesunken.“ Kurt dagegen erklärt: „Er kommt mir nicht ins Haus. Voriges Jahr hab ich ihn noch beim Turnfest im Ringkampf geschmissen, jetzt soll ich „Papa“ sagen? Der ist doch man eine handvoll Mensch, nee Mutter, da hast Du keinen guten Geschmack entwickelt, da hält' ich Dir andere voreaten können.“

Felix hat bis dahin aufmerksam zugehört, ohne sich um die Wechselrede zu kümmern; auf einmal fragt er ganz unvermittelt: „Kriegen wir da auch noch Kinder? Das wär fein, Mutti, weißt Du, wie Schmidt's so eines?“

„Halt Deinen Schnabel, vortrautes Gäh“, schimpft Mutter Schaumann und bekommt einen Kopf wie Zinnober, Kurt steht bloß auf Felix, weil er den Zusammenhang nicht versteht. Nur Erna lacht verlegen, sie murmelt: „Ahnungsvoller Engel.“

„Also nun wißt Ihr Bescheid“, sagt Käthe resolut, „und wenn heute abend Herr Hauweisen kommt, seid freundlich.“

„Der wird gucken“, brummt Kurt, „vielleicht schmeiß ich ihn wieder „freihändig“ auf den Vorplatz.“

„Dann helf ich meinem neuen Papa, der is gut zu mir. Du verkloppt mich immer“, schreit Felix.

„Daß ihn nur erst mal hier festhalten, dann kriechste schon von dem auch Dei' Schmiß.“

„Is das wahr Mutti?“ fragt der Kleine verzweifelt.

„Ach was; Emil, ich wollt sagen Herr Hauweisen ist ein lieber Mensch, laß Dich nicht verkohlen von dem da.“

„Nu, wann soll nun die Heiraterlei losgehen, damit man noch vorher ausrücken kann?“

„Kinder, Ihr braucht nicht fort. Das ist ja Unstnn. Es hat doch jeder Platz.“

„Nee, mit Hauweisen bleib ich nicht“, beharrte Kurt.

„Ueberleg Dir's, antwortet Mutter. „Und Du?“

„Ich denk“, sagt Erna, „er wird mich nicht fressen, man kann ja warten.“

Kurt schreit empört: „Bess, Du meinst, er heiratet Dich gleich mit? Bleib Du nur, aber ich nicht. Niemals; wenn er sich von mir damals nicht hätte schmeißen lassen, vielleicht. So nicht. Der hat ja gar keine Muskeln, der da.“

„Nun, Du brauchst ihn ja nicht zu heiraten, das laß mal meine Sorge sein, gell?“

Da klingelt es und herein tritt Hauweisen.

„Nun“, fragte er Käthe, „ist alles in Ordnung?“

„Ja, Emil, nur der Kurt ist noch gegen Dich.“

„So, Du Kurt?“ Er lacht, daß man sein Gebiß glänzen sieht, geht auf Kurt zu und sagt:

„Wollen wir 's mal zusammen versuchen?“ Er hält ihm die Hand hin, „na — schlag ein! Wir wollen gute Freunde werden.“

Da steht sich Kurt verzweifelt im Zimmer um, aber keiner kommt ihm zu Hilfe. Er blinzelt auch einmal zur Tür, als wolle er an Emil vorbei — zum Loch hinaus. Dann ergreift er doch die dar- gebotene Hand, den Kopf aber wendet er noch ab.

„Aber Vater sag ich nicht“, protestiert er, um doch noch zu zeigen, daß er großt.

„Gut, den Vater schenk ich Dir“, antwortete ihm Emil lachend, „weißte was? Kennst mich Dunkel.“

„Auch nicht, ich werde Sie einfach „Du“ nennen.“

„Ist mir recht, im Mal werde ich sowieso erst offiziell Dein Vater, bis dahin bin ich es vielleicht schon in Deinem Herzen, meinst nicht?“

Kurt blieb die Antwort schuldig, doch der Mutter Augen glänzten, sie wußte, alles würde gut gehen.

Erna hat sich mit Tränen in Augen aus der Stube geschlichen, und Felix rüft vergnügt:

„Nun bist Du unser neuer Vater, bringst Du uns auch noch Kinder mit?“

„Werden leben, werden sehen“, meint der, Käthe und Emil aber lachen geschämig . . .

Mut im Sieden.

Konnte man Sokrates oder Epiktet anklagen, daß es ihm an Mut fehlte? Savonarola, Huß, Etienne Dolet, Michel Servet, sie alle haben auf dem Scheiterhaufen, den ihnen der Fanatismus errichtete, Beispiele wahrer Tapferkeit gegeben, die nicht leicht überboten werden können. Columbus, Luther, Gutenberg, Galilei, Bernhard de Palissy, Cervantes, wieviel des Schönen über friedliche Heldentaten gibt es da zu erzählen! Richtig.

Vom Rauchen und seiner Schädlichkeit.

Von Dr. med. Alfred Veyer.

Schopenhauer denkt von dem Raucher sehr verächtlich. In den Aphorismen zur Lebensweisheit erklärt er, daß das Rauchen ein Surrogat der Gedanken sei, das heißt, daß nur ein Hohlkopf, dem eigene Gedanken fehlten, zur Zigarre greifen könne. Trotzdem ist das Rauchen für viele zu einem unentbehrlichen Genuß, ja zu einem Bedürfnis geworden, das zwar nicht die Gedanken ersehe, sie aber anregen soll. Je intensiver und anhaltender die nervöse Befassung ist, um so mehr sehnt sich der Mensch nach derartigen Anregungsmitteln. Der Infolge des Krieges dauernd erhöhte Tonus des Gefühlslebens verlangt eine dem durch die Dauer der Zeit geschaffenen Zustand der nervösen Erregung entsprechende Betätigung auch in der Erholung.

Die Ansichten über die Schädlichkeit des Rauchens gehen sehr weit auseinander. Während die große Masse der Raucher, die im Kriege außerordentlich zugenommen hat, fast durchweg eine dauernde Schädigung leugnet, haben die Nikotingegner immer wieder betont, daß gewohnheitsmäßiges Rauchen zu Dauerschädigungen führen müsse. Unter den Anhängern des Tabaks befinden sich zahlreiche Gelehrte, die immer wieder hervorheben, daß die Gewöhnung an das Nikotin eine natürliche Widerstandskraft erzeuge, die eine Dauerschädigung verhindere. Nicht um für oder wider das Nikotin zu schreiben, will ich die zurzeit kaum noch interessierende Frage des spezifisch schädigenden Stoffes im Tabakrauch noch einmal ansprechen, sondern, weil ich auf Grund langjähriger Erfahrungen glaube, daß der Schwerpunkt der ganzen Frage verschoben ist.

Trotz aller wissenschaftlichen Untersuchungen, glaube ich auch heute noch den Standpunkt vertreten, weil belegen zu können, daß nicht das Nikotin, sondern gerade die bei der Verbrennung entstehenden vielfach als unschädlich bezeichneten Gase, Kohlenoxyd, die schädlichen Wirkungen hervorrufen.

Es ist zunächst verwunderlich und unerklärlich, daß die sogenannten schweren Zigarren am wenigsten Nikotin enthalten. Während in dem Braßilltabak etwa 1½ Proz. und in der „Havanna“ etwa 2 Proz. Nikotin enthalten sind, hat man übereinstimmend nachgewiesen, daß in dem ordinären einheimischen Tabak 7 bis 8 Proz. Nikotin sind. Es ist verwunderlich sage ich, daß die Giftwirkung am Intensivsten bei den Zigarren ist, welche die geringste Menge des Giftes enthalten, während eine vierfache Konzentration des Giftes weniger leicht Vergiftungserscheinungen hervorruft.

Auf Grund eigener Beobachtungen glaube ich nachweisen zu können, daß wie diese so alle sonstigen Eigentümlichkeiten und Widersprüche der bisherigen Erklärungsversuche von selbst verschwinden, wenn man sich auf seine eigenen Erfahrungen stützt. Beim Rauchen kann man, wie bei jedem anderen Verbrennungsprozeß verschiedene Stadien beobachten. Das erste Stadium ist das Vergasungsstadium. Es entweichen brennbare Kohlenwasserstoffe und andere Gase, die als Rauch in die Mundhöhle gelangen. Bläst man den Rauch einer Zigarre durch eine Glasröhre, so sieht man, wie er in der Flamme eines Streichholzes oder Feuerzeuges hellleuchtend verbrennt. Benutzt man zum Anstecken der Zigarre ein mit kleiner Flamme brennendes Feuerzeug, so bemerkt man, daß bei jedem Zug, der die Flamme fortschreiten läßt, eine außerordentlich starke Vergrößerung der Flamme, die auf die starke Vergasung bisher unverbrannter Blatteile zurückzuführen ist, eintritt. Bei dem Erlöschen der Flamme vor der Glasröhre oder wenn man den beim Anbrennen eingesogenen Rauch durch die Zigarre hindurch in die kleine Flamme des Feuerzeuges bläst, nimmt man deutlich eine kleine schwach bläuliche leuchtende Kohlenoxydflamme wahr.

Nun steht folgendes fest: Eine schwere Zigarre „geht leichter aus“, sie brennt schwer und muß von Nichtkennern immer wieder angesteckt werden. Die Asche ist fest und schwer, d. h. die schwere, wenig Nikotin enthaltende Zigarre enthält viele unverbrennbare Salze, so daß der Verbrennungsprozeß verlangsamt wird. Wie bei sonstigem Brennmaterial, so entsteht auch bei langsamer Verbrennung des Tabaks viel Kohlenoxyd. Die Erscheinungen der akuten Rauchvergiftung aber gleichen in wesentlichen Punkten

man Laub oder Rohrstock, d. h. Materialien raucht, die überhaupt kein Nikotin enthalten. Die leichte Zigarre verbrennt schnell und vollkommener und ist infolge der dabei entstehenden kleineren Menge Kohlenoxyd leichter, trotzdem sie viermal soviel Nikotin enthält. Eine leichte Zigarre wird schwer, wenn man sie anfeuchtet, d. h. wenn man die Verbrennung erschwert. Zieht man sehr selten an einer leichten Zigarre, so daß sie häufig dem „Ausgehen“ nahe ist, so wirkt sie wie eine schwere Zigarre, weil größere Mengen Kohlenoxyd entstehen. Man verträgt die Importe leichter, wenn man dafür sorgt, daß sie dauernd gut „in Brand“ gehalten wird. Eine Schaggspeife ist schwer zu vertragen, weil die dem Kopf im Innern anliegenden Tabakteile nur unvollkommen verbrennen. Man verträgt die Schaggspeife leichter, wenn man sie weniger fest stopft, oder wenn man den eingesogenen Rauch durch die Pfeife selbst wieder ausbläst, d. h., wenn man die Verbrennung steigert. Der „Zigarrenstummel“ ist schwerer als der Anfang der Zigarre, nicht weil mehr Nikotin enthält, sondern, weil er feucht ist. Die nikotinfreie Zigarre ist nicht deshalb leicht, weil sie wenig Nikotin enthält, sie enthält mehr Nikotin als die Havanna, sondern deshalb, weil sie wie Stroh verbrennt, d. h. weil sie sehr lose gewickelt ist. Brennt eine Zigarre schief, oder frißt sich die Glut im Innern der Zigarre fort, um mehr der abgeschmitteten Spitze zu das Deckblatt unerwartet durchzubrennen, so wirkt sie als schwere Zigarre ganz unabhängig von ihrem Nikotingehalt. Allein oder doch vornehmlich der Verbrennungsprozeß erklärt uns die sonst unverständlichen Widersprüche und Rätsel der Schwere und Intensität der Giftwirkung eines Tabaks. Die wissenschaftlichen Versuche, soweit sie sich auf objektive Methoden stützen, haben den Fehler, daß sie den Raucher nicht imitieren. Wenn ich eine Zigarre durch eine gleichmäßig saugende Apparatur verbrenne, so ist auch der Verbrennungsprozeß ein gleichmäßiger, d. h. die Gewohnheit des Rauchers, periodisch den Brand zu verstärken, um ihn immer wieder durch Abziehen der Zigarre zu reduzieren, wird nicht nachgeahmt.

Keineswegs will ich bezweifeln, daß die chronische Nikotinvergiftung tatsächlich eine Nikotinvergiftung ist. Die Symptome dieser Erkrankung sind spezifisch. Die akute Rauchvergiftung ähnelt klinisch der Kohlenoxydvergiftung und steht in keinem nachweisbaren Verhältnis zu dem Nikotingehalt, ja, sie pflegt in gleicher Schwere und unter denselben Symptomen einzutreten und zu verlaufen, auch wenn das Rauchmaterial überhaupt keinen Tabak enthält. Die oben gegebene Hypothese erklärt es auch, warum die „Schnupfer“, die Tabak und damit Nikotin unmittelbar auf die empfindlichsten Schleimhäute bringen, trotzdem keine Nikotinvergiftung bekommen.

Alle Strafbestimmungen kirchlicher und weltlicher Mächte gegen den Tabak blieben erfolglos, so daß man sich schließlich resigniert wie bei anderen Luxus- und Genußmitteln dieser Gewohnheit bediente, um für den Staat durch immer höhere Besteuerung etwas herauszuschlagen. Trotzdem aber wurde der Tabakkonsum nicht eingeschränkt. So wird der Raucher wahrscheinlich auch in Zukunft weiter rauchen. Diese kleine Abhandlung kann ihm daher von Nutzen sein, da er die Schädigungen und die subjektiven Beschwerden verringern kann, wenn er dafür sorgt, daß das Rauchmaterial gut brennt und die Zigarre Luft hat. So wird für ihn in der Praxis der Streit bedeutungslos sein, ob er durch Beachtung der hier entwickelten Regeln die Wirkung des Nikotins vermindert oder eine Kohlenoxydvergiftung vermeidet.

Die Stiefel.

Endlich schien ihnen die Erkenntnis des Lebens aufgedämmert zu sein.

Der eine der Freunde, der in der Wahl seiner Eltern Vorsicht hatte walten lassen, nahm eine pfliffige Miene an und entschied: „Das Leben ist nichts anderes als ein Paar ausgetretener Schuhe. Sachte und weich gleitet man in sie hinein und schlurft nun behaglich in ihnen herum. Nirgends ein Widerstand. Immer und wieder geben sie nach allen Seiten nach. Gott, es ist so bequem!“

Der andere jedoch behauptete mißmutig: „Ich finde dagegen, daß das Leben eher engklemmenden Schnürstiefeln gleicht, die jede freie Bewegung behindern, oder auch Knöpfelschuhen, in denen man bei jedem Tritt gepeinigt den Druck jedes einzelnen Knopfes verspürt.“

Nun gab der Dritte seine Meinung ab: „Ihr habt beide Recht, aber nur miteinander. Denn eure zwei Paar Stiefel zusammen scheinen mir erst das Leben zu ergeben; mal ist es so, mal so.“

Da kam ein kleiner Junge des Weges gelaufen, der war barfüßig. Sie starrten ihm fassungslos nach und behielten die Ergründung des Lebens einem späteren Zeitpunkte vor.

Rud. Jul. Lehner.

Mutter Erde!

Du plagst Dich ab, die Mäuler Deiner Kinder zu klopfen, aber Nahrung ist rar.

Die Gabe der Freude, die Du für uns hast, ist niemals vollkommen. Das Spielzeug, das Du für Deine Kinder machst, ist zerbrechlich. Du kannst nicht alle unsere hungrigen Hoffnungen sättigen, aber sollte ich Dich darum verlassen?

Dein Lächeln, das verschattet ist vom Schmerz, ist meinen Augen süß. Deine Liebe, die keine Erfüllung kennt, ist meinem Herzen teuer.

Aus Deiner Brust hast Du uns genährt mit Leben, aber nicht mit Unsterblichkeit, darum sind Deine Augen immer schlaflos.

Seit Menschenaltern arbeitest Du mit Farbe und Lied, und doch ist Dein Himmel noch nicht gebaut, nur eine frühe Ahnung von ihm.

Heber Deinen Schöpfungen der Schönheit liegt der Nebel von Tränen. Ich will meine Lieder in Dein stummes Herz gießen und meine Liebe in Deine Liebe.

Ich will Dich anbeten mit Arbeit.

Ich habe Dein zartes Antlitz gesehen, und ich liebe Deinen traurigen Staub, Mutter Erde.

Rabindranath Tagore.

(„Der Gärtner“, Verlag Kurt Wolff.)

Der Mämäist.

Von Paul Gutmann.

„Alles nur Menschen“ nennt Paul Gutmann eine Sammlung seiner meisterlichen kleinen Geschichten aus der Zeit, von denen einige unsere Leser zuerst erfreut haben (Verlag Chr. André, Berlin W. 15). Der Titel gibt wirklich einmal den gemeinsamen Grundzug der Erzählungen: Sie sind auf die Schwächen und Korrekturen der Welt in den verschiedenen Tonarten des Humors und der Ironie eingestellt, sie wollen zum Lächeln erziehen und lassen in allem Spott immer noch Menschlichkeit spüren. Eine weitere Probe mag das Buch empfehlen.

Meine Frau war gerade im Begriff, Rolf Dieter, unsern Jüngsten, trocken zu legen, als mein Freund Birnenbaum, der futuristische Dichter, ins Zimmer trat. Mit der unbeirrbarsten seelischen Erhabenheit des geborenen Futuristen betrachtete er den Vorgang, allerdings etwas von weitem, und äußerte sich sehr befriedigt über den koloristisch-linearen Reiz des Bildes.

„Haben Sie kleine Kinder gern?“ fragte ihn meine Frau.

Seine Züge verzogen sich zu einem verächtlichen Grinsen:

„Man könnte mich ebensogut fragen, ob ich Liebesgedichte mache.“

„Meine Frau wollte Dich nicht beleidigen,“ lenkte ich ein.

„Ich weiß, aber es ist traurig, daß die Menge immer noch nicht begreift, wie tief die Natur — er schüttelte sich vor Ekel — „unter dem Künstler steht. Natur — ein Begriff für Dienstmädchen und Schuljungen, sich daran zu begeistern. Für uns ein gleichgültiger Stoff, den wir verschlingen, wie die Raupe die Blätter vom Maulbeerbaum, aus denen sie Seide spinnt. Aus diesem Kind hier würde ein Kitschdichter, wie die Welt sie bisher gesehen hat, einen „Engel“ — hahaha eine schöne Abstraktion — zurechtfindern. Ich verdaue es, und so entsteht ein rhythmischer Komplex von Farben und Formen, dem Gebärgsvorgang des Chaos vergleichbar, ätherische Gebilde schaffend, eine gewollte Natur über der gemeinen des Zufalls.“

In diesem Augenblick stimmte Heinrich Otto, unser Ältester, in seinem Bett mit durchdringender Kehle seinen gewohnten Triumphgesang an:

„Nide, nade, hottatä, hähä, hähä.“

„Was war das?“ schrie in rasender Ekstase Birnenbaum. „Urtaute der Menschheit entringen sich der noch nicht verunstalteten Seele des Kindes.“

Meine Frau und ich lächelten.

„Das ist sein alltägliches Kindergeplärr. Sei still, Bengel,“ rief ich mit entschlossener Gebärde. Der Futurist wehrte ab. Er lautete wie einer Offenbarung.

„Alle Sprache ist erbärmlich dagegen. Hier, hier formen sich die Urlaute, die die Sprache nachher verflümmelt hat. Nur das Dualla oder das Herero, in das ich hineingeblickt habe, besitzen noch den Reiz dieser naiven Klänge. Die Sprache hat die Dichtung verdorben.“

Und als Heinrich Otto gewahr wurde, wie man ihn beachtete, sprang er in die Höhe und berauschte sich an seinem gewohnten Rauderwelsch:

„Manatariri, manapa, lafakala, bunubanafala.“

Er wälzte sich vor Freude.

Dem Futuristen traten die Tränen in die Augen.

„Die Ursprache,“ stammelte er dankbar.

Ich ging an Heinrich Ottos Bett, um ihn zur Ruhe zu bringen. Als ich in seine Nähe kam, streichelte er mich begütigend mit den Worten:

Birnenbaum fragte atemlos: „Was hat er gesagt?“

„Er drückt mir seine Zärtlichkeit aus, indem er mich mit den Namen seiner Lieblingsgegenstände, womit er spielt, einem Vogel und einem Schäfchen, benennt.“

„Vogele Mämä,“ hauchte Birnenbaum. „Mämä!“ Hier haben wir das Gefühl, den Urzustand der Seele, statt des gemeinen, abstrakten Wortbegriffs. Was ist das Wort „Vater“ dagegen. Nur der Naturlaut ist das Wahre. Er ist der chaotische Stoff, das Seelenelement, woraus die Zufälligkeit der Sprache, der widerlichen alltäglichen Sprache, entstanden ist. Ich habe jetzt die Dichtung des Naturlautes entdeckt.“

Und der Futurist Birnenbaum ging hin und gründete, angeregt von meinem zweijährigen Sohn Heinrich Otto, die überfuturistische Schule des „Mämäismus“.

Gerd Trute.

Wir lebten noch unterm Sozialistengesetz. Damals war es noch gefährlich, Sozialdemokrat zu sein; war man aber gar Parteifunktionär, so hatte man gegründete Aussicht, polizeilicher Aufmerksamkeit zu verfallen. Mein Stiefvater war lange Jahre Parteikassierer an der Unterweser. Was damals polizeiliche Schikane zu bedeuten hatte, davon weiß ich manch Stücklein zu erzählen. Ganz besondere Aufmerksamkeit wurde der von meinem Stiefvater verwalteten sozialistischen Vereinskasse von der heiligen Hermandad gewidmet. Ja, diese dreimal verfluchte Sozialkassiererin Die hat den armen Schutzleuten manche schlaflose Nacht bereitet. Eine davon ist mir in guter Erinnerung.

Bei all den vielen Hausdurchsuchungen in meiner elterlichen Wohnung war den hausdurchsuchenden Sbirren außer einem Exemplar des „Wahren Jakob“ noch nichts in die Hände gefallen. Das Lesen des „Wahren Jakob“ konnte allerdings in jenen Zeiten auch schon recht verhängnisvoll werden; doch die „Obrigkeit“ wollte nun einmal gerne die Kasse haben. Während die Polizei bisher noch immer am Tage Hausdurchsuchung gehalten hatte, versuchte sie es zur Abwechslung einmal nachts. Bei dieser nächtlichen Schnüffelerei mußte meine Mutter mich, der ich damals am Keuchhusten erkrankt war, aus dem Bett heben, und dann wurde mein Bett gründlichst untersucht; ebenso die Betten meiner Eltern und Brüder. Gesunden wurde aber auch dabei nichts. Und wo war die Kasse? Die hatte meines Vaters vertrauester Genosse, Gerd Trute, in unserem Hofe unter meinem Kaninchenstall vergraben, und selbst mein Stiefvater konnte dem die Hausdurchsuchung leitenden Polizeikommissar Fluppenhut mit bestem Gewissen versichern, daß er nicht wisse, wo sich die Kasse befinde, während der bei uns wohnende und ebenfalls durchsuchte Genosse Trute nur mit Mühe das Lachen verbeissen konnte. Die Polizei zog ohne Erfolg von dannen. Beim Abschied konnte sich der Schutzmann Eichel die bissige Bemerkung nicht verkneifen: „Na, denn das nächste Mal. Kriegen tun wir die Kasse doch!“ Worauf Gerd Trute prompt erwiderte: „Kann sein, kann auch nicht sein!“

Und wieder einmal wurde das Sehen nach dem schändlichen Mammon der III SozI bei der Polizei so stark, daß sie eine Hausdurchsuchung bei uns abhielt. Nun nahm Gerd Trute jede Nacht die Kasse mit in sein Bett, — er schlief auf dem Gelde wie der Drache Jafnir auf dem Nibelungenhort —, und konnte insolgedessen die Kasse auch am besten in Sicherheit bringen. Denn bei uns suchten die Behelmtten doch zuerst. Derweile hatte Gerd Trute sein Zimmerfenster leise geöffnet, die Kassetten draußen aufs Fensterbrett gestellt, das Fenster wieder geschlossen und das Roteaug wieder runtergelassen. Dann kam er in aller Seelenruhe zu uns rüber und verständigte sich mit meinem Stiefvater durch sein allezeit lustiges Blinzeln. Vater Staat konnte sich wieder mal den Mund wischen. Ach ja, 's war damals doch so eine eigene Sache, eine Partikasse zu betreuen. Die heutigen Parteikassierer haben's doch ein ganz Teil besser.

Und dieser grundehrliche Genosse Gerd Trute, wer war er? Er war zwei Jahre zuvor aus Dresden „als lästiger Ausländer“ aus dem Königreich Sachsen landesverwiesen — Trute war Bremer —, weil er durch eifrigste Agitation der selbsthathischen Polizei mißliebig geworden war. In bitterster Winterkälte kam er mit dem „Berliner“ auf dem Rücken bei uns zugewandert und bat meinen Stiefvater um Rat und Hilfe, nachdem er sich als gemäßigter Genosse legitimiert hatte. Mein Stiefvater brachte ihn, der gelernter Dreher war, bei der Maschinenbauerei des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven unter; Obdach und Kost gab ihm unsere liebe Mutter, die gleich dem Vater in ihm den treuen Genossen ehrte. Und wir haben nie einen herzlicheren und treueren Hausgenossen als ihn gehabt. Trotz des bitteren Elends, das dieser aus innerster Ueberzeugung treue Mann durchmachte, war er nicht verblüht geworden. Allzeit lustig und stillvergnügt, wurde er bald meines Stiefvaters Vertrauter und seine rechte Hand bei allen Partei- und Verbands-

frauenleuten auf Bandagatation in heiliger Treue bemüht, das Licht wahrer Aufklärung auch in die entlegensten Knechtstuben und Tagelöhnerhütten zu bringen.

Auf seiner letzten Agitationstour wurde er in einem Flecken an der Oste bei einer Flugblattverteilung arreliert und mußte zwei Tage in einem ungeheizten Gefängnis zubringen. Dadurch erkrankte er an der Lunge und starb innerhalb eines halben Jahres dahin. An seinem Grabe sangen seine Genossen vom Arbeitergesangsverein: „Glück dem, der seinen Eid schwur bricht!“ Es war sein Lieblingslied. Die Partei war dem Unverheirateten sein ein und alles gewesen. Seine eine große Liebe war der Befreiungskampf des Proletariats, an dessen Sieg er glaubte. W. B.

Wissen und Schauen

Schmuckfink und Schweinehund. Jeder kennt diese beiden Ausdrücke, die man, in wenig lebenswürdigem Sinn, im Volksmund oft genug hören kann. Sie klingen allerdings auch nicht sehr schön, aber näher betrachtet, ist ihre Bedeutung doch nicht allzu schlimm, denn alle beide bezeichnen im Grunde genommen ganz gute und nützliche Tiere. Der Schmuckfink ist nichts anderes als unser Buchfink, der bekannte und lebliche Frühlingsfänger, der uns sogar mitten in der Großstadt seine Liebeslieder vorjubelt. Außer seinen Liebesgesängen kann man vom Buchfink aber auch noch einige andere Singlaute hören, und zwar vor allem einen ganz charakteristischen Ruf, der sich in der Regel auf einen einzigen hohen Ton beschränkt und nur durch kurze Pausen unterbrochen ist. Landleute haben nun zu erkennen geglaubt, daß, so oft der Fink diesen Ruf ertönen läßt, Regenwetter, also schmutziges Wetter im Anzuge ist. Auf diese Weise wurde denn der Buchfink, sobald man seinen Wetterruf vernahm, zum Schmuckfink. Wer ihm einmal zugehört hat, wie sorgfältig er mit dem Schnabel sein Gefieder zurechtführt und glättet, der wird ihn sicher nicht mehr für einen „Schmuckfinken“ halten.

Als ebenso harmlos entpuppt sich auch der Schweinehund, wenn wir seinem Ursprung nachgehen. Im frühen Mittelalter, als die Jagd, trotz der strengen burgundischen und alemannischen Befehle, doch noch ziemlich „wild“ betrieben wurde, hatte man gleichwohl schon recht brauchbare Jagdhunde herangezogen; denn die Deutschen liebten von jeher das Jagen in Wald und Busch über alles. In den alemannischen Gesezbüchern jener Zeit sind nun verschiedene Hunde verzeichnet, wie z. B. Veit-, Tlieb- und Spürhunde, die alle zur Jagd verwendet wurden, darunter auch ein sogenannter Biderhund, der unter der Erde jagte — unser heutiger Dachshund —, und endlich auch der Schweinehund, der bei der Eberjagd Verwendung fand, dem gelegentlich aber auch die Hut der Viehherden übertragen war. Dieser Schweinehund, auch Saurüde genannt, vermuthlich eine Art Bullenbeißer, kostete bei den Alemanen drei Schillinge, gehörte also immerhin zu den geschätzten Jagdhunden. Somit ist also selbst ein Schweinehund kein niedriges Geschöpf, sondern im Gegenteil ein besonders früher oft verwendetes Nukler.

Naturwissenschaft

Tiere, die Werkzeuge benutzen. Die Verwendung eines selbständigen Werkzeuges für eine bestimmte Arbeit ist eigentlich eine Eigenart des menschlichen Schaffens, das sich damit über die Tätigkeit der Tiere erhob. Aber es gibt doch auch verschiedene merkwürdige Fälle von Werkzeugbenutzung bei Tieren, die Ludwig Armbruster in den „Naturwissenschaften“ zusammenstellt. So wird uns z. B. von einem japanischen Rotgeschafften des Berliner Zoo erzählt, daß dieser jedenfalls dank der leuchtenden Vorbilder unserer Jugend ganz famos mit Sand und Steinen werfen konnte wie ein Straßensjunge. Ähnliches hat man auch beim Pavian und anderen Affen festgestellt. An einem alten Gorillamännchen beobachtete man, daß es abgerissene grüne Zweige als Fliegenwedel benutzte. Kapuzineraffen „naaken“ nicht selten ihre Nüsse mit Hilfe von Steinen auf. Unter den niedrigeren Tieren sind es hauptsächlich die Insekten, und zwar die Hautflügler mit ihren hohen psychischen Eigenschaften, von denen Werkzeuggebrauch gemeldet wird. So kleben die Weberameisen beim Nestbau die Blätter mit Spinnsekreten zusammen und benutzen hierfür ihre eigenen Larven als „Spinnrocken“ und zugleich Weberfähnen“. Sohan hat man bei der Wespe *Ammophila* eine eigenartige Benutzung von Instrumenten gesehen. „Wenn die Wespe mit der Ausschachtung ihres Nestes fertig war“, berichtet darüber Becham, „stellte sie sich mit ihren vier Hinterfüßen über den Eingang und kramte mit den Vorderbeinen außerordentlich rasch den Staub nach hinten, bis die Höhle ausgefüllt war; danach holte sie sich in den Mandibeln ein Steinchen von etwa 3 Millimeter Durchmesser und fuhr damit über die Oberfläche des Bodens.“ Die Werkzeuge, die die Tiere gebrauchen, sind ihnen durch andere Instinkte bereits „in die Hand gegeben“. Der Gorilla, der den Zweig zum Fliegenwedel gebraucht, hat die Artgenossenschaft, Zweige abzureißen und beim Nestbau zu verwenden; der Kapuzineraffe, der mit Steinen Nüsse aufknackt, hat die Artgenossenschaft, die mannigfachen Gegenstände zum Beklopfen zu gebrauchen. So ist es auch Gewohnheit vieler Tiere, Steine, Sand, Wasser usw. zu Bau- und Verteidigungszwecken zu scharen oder zu schleudern, und die Larven, die die Ameisen als „Spinnrocken“ verwenden, werden von ihnen häufig gewandt und andauernd herumgetragen.

Physiker immer wieder der Frage nach, ob das Licht nicht nur eine bewegbare, sondern auch eine wägbare Strahlung sei. Wäre dies der Fall, so müßte ein leuchtender Körper mit der Zeit an Gewicht verlieren, d. h. es müßte im Leuchtorgan allmählich ein Teil seiner Materie verbraucht werden. In der „Natur“ werden neuerdings Versuche mitgeteilt, die nach dieser Richtung mit modern gebauten Metallfadentampen angestellt worden sind. Bekanntlich bildet sich auf der Innenseite der Birnengläser nach längerer Brenndauer ein dünner dunkler Beschlag; er ist ein Beweis dafür, daß während des Brennens, vielleicht durch das Verampfen, seine Leuchten von Metallfäden abgerissen werden. Wäre es da nicht möglich, daß außer diesen relativ groben Partikelchen noch sehr viel feinere Atomteile weggesprengt werden, welche wesentlich am Zustandekommen der Lichterscheinung beteiligt sind und die Glaswand etwa ebenso durchdringen, wie die Teilchen der Kathodenstrahlen das Aluminiumfenster einer Kathodenröhre? Jedenfalls war diese Frage mit den sorgfältigsten Mitteln zu prüfen: Eine 25kerzige Osramlampe blieb unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln, die den geringsten Abgang wägbaren Stoffes hätten anzeigen müssen, 21 Tage und Nächte ununterbrochen in Tätigkeit. Über der Strahlungsverlust erfolgte ohne nachweisbaren Gewichtsverlust, so daß die Erfindung noch bedeutend feinerer Werkzeuge abgewartet werden muß, bevor die Frage nach der Wägbareit des Lichts beantwortet werden kann.

Urgeschichte

Eine vorgeschichtliche Aegtefabrik. Daß das Steinzeitalter schon große Fabrikanlagen gekannt hat, in denen Tausende von steinernen Geräten angefertigt wurden und aus denen sich vorgeschichtliche Menschen in weitem Umkreis mit ihren Arbeitswerkzeugen versahen, beweist ein hochbedeutender Fund in England, der in den wissenschaftlichen Kreisen das größte Interesse erregt. Der Prähistoriker S. Haggledine Warren entdeckte durch Zufall am Abhang eines Berges in Carnarvonshire Spuren steinzeitlicher Aegte und legte dann in sorgfältigen Ausgrabungsarbeiten eine vorgeschichtliche Fabrik frei, die sich über ein Gelände von mehr als hundert Hektar ausdehnte. Man stieß auch auf Spuren von Anlagen, in denen wohl die Verfertiger der Aegte gewohnt haben mögen. Man hat bereits einzelne Fabrikate dieser großen prähistorischen Anlage in ziemlich weit entfernten Gegenden gefunden, und so besteht kein Zweifel, daß solche großen steinzeitlichen Fabrikanlagen weithin bekannt waren und daß die Urmenschen von überallher herbeikamen, um hier die Geräte zu erwerben, die sie brauchten. Bei den Ausgrabungen wurden viele Tausende von Steinärzten in den verschiedensten Zuständen der Fertigstellung und in den verschiedensten Formen gefunden. Manche waren ganz roh gearbeitet und ähnelten den Feuersteinwerkzeugen der frühesten Perioden der Steinzeit, während andere Aegte sorgfältig geglättet und poliert waren und den Stil der jüngeren Steinzeit erkennen ließen. „Wir fanden nun auch viele Aegte“, berichtet Warren, „die augenscheinlich vollständig fertig gearbeitet waren, aber bei dem letzten Profeschlag, den man mit ihnen ausführte, zerbrachen. Man kann sich die Mut der vorgeschichtlichen Menschen vorstellen, wenn sie nach Tagen geduldiger Arbeit mit einer Art fertig zu sein glaubten und nun beim ersten Schläge sich die Unbrauchbarkeit ihres Fabrikats herausstellte.“

Büchertisch

Zur Geschichte der Hausfrau. Im Volksvereins-Berlag München-Obbach hat Margarete Weinberg ein Buch mit dem Titel: „Die Hausfrau in der deutschen Vergangenheit und Gegenwart“ erscheinen lassen, das sowohl wegen seines gebiengenen Inhalts wie wegen seiner guten lebendigen Form Beachtung verdient. Im Anfangskapitel behandelt die Verfasserin die hauswirtschaftlichen Verhältnisse im Leben von Urmenschen und Naturvölkern. Die Frau, die durchaus nicht von Anfang an die gesamte Hauswirtschaft in den Händen hält, hat im Laufe der Zeit den Anspruch auf ihr eigentliches Arbeitsgebiet sich durch eine Reihe wichtiger Erfindungen erworben. Als Erfinderin des Ackerbaus, der Kochkunst, deren Erfindung der des Ackerbaus vorausgegangen sein muß, der Töpferei hat die Frau den Typus der „produktiven Arbeit“ geschaffen, wie die Verfasserin sagt, gegenüber der bloß aneignenden Tätigkeit des Mannes, der im wesentlichen mit Einfangen kleinerer und Erlegen größerer Tiere beschäftigt ist. Die These ist sicherlich interessant und für das wirtschaftliche Gebiet zutreffend, doch darf man wohl nicht dem Mann der primitiven Zeit jede „produktive Arbeit“ außerhalb der wirtschaftlichen Tätigkeit absprechen, da er ja als primitiver Künstler und Graphiker produktiv ist. In den Gestalten germanischer Göttinnen werden hausfräuliche Züge gefunden; Frau Holle, deren strenge Ordnungsliebe sich auch um den Küchenzettel bekümmert, wacht darüber, daß man an bestimmten Tagen die ihr geweihten Speisen verzehrt. Das Buch behandelt weiter die deutsche Hausfrau im Mittelalter, im Zeitalter der Reformation, in der Alamode- und Aufklärungszeit, im Zeitalter der Technik und des Verkehrs und in der Gegenwart. Auf einem unaufdringlich deutlich gemachten kulturhistorischen Hintergrund werden die stets neu sich gestaltenden hausfräulichen Probleme unterhaltsam erörtert. H. F.